

die immer wieder zutage tretenden Schnittstellen zu konstruktivistischen Überlegungen. Wenn Früh von Bedeutungszuweisung durch den Rezipienten spricht, wird die Nähe bis in die Wortwahl sichtbar, und seine Überlegungen zum »third-person-effect« weisen zumindest starke Parallelen zu Mertens Begriff von Massenkommunikation auf. Deshalb enttäuscht es auch, wenn Früh in seiner Diskussion und Abgrenzung anderer Wirkungstheorien ausgerechnet den Konstruktivismus nicht erwähnt und die Auseinandersetzung mit ihm auf einige kurze Bemerkungen beschränkt: Gerade hier scheint der Stoff für eine fruchtbare Diskussion über Wirkungstheorien zu liegen (zumal Wirkungen in Früh und Schönbachs Modell *nicht* als der berühmte Pfeil von links nach rechts erscheinen). Auch sehe ich weiteren Erklärungsbedarf, wenn Früh eine teilweise systemtheoretische Terminologie benutzt, aber sein Modell nicht unter der Systemtheorie selbst subsummiert sehen will.

Früh bereitet seine komplexe Materie nachvollziehbar auf, so daß im Ganzen ein anregendes, lesbares Buch entstanden ist, das dem Gegenstand neue Seiten abgewinnt und einige Punkte für seine Argumentation verbuchen kann. Hoffentlich knüpft die unendliche Diskussion über Wirkungen hier an, statt (zum wievielten Mal?) das Rad neu zu erfinden.

OLAF RÜHMEIER, Münster

Frank Fechner: *Politik und Postmoderne*. Postmodernisierung als Demokratisierung? – Wien: Passagen Verlag 1990, 153 Seiten.

Die Postmoderne und ihre gängigsten Schlagworte sind inzwischen auch in den Sozial- und Geisteswissenschaften akzeptierte Vokabeln des täglichen Diskurses. Woran es jedoch mangelt, sind inhaltliche Auseinandersetzungen zu dieser Thematik auf der Basis intensiverer Beschäftigung, wie dies bislang nur in der Philosophie, Architektur und ansatzweise auch in der Wissenschaftstheorie und Literaturwissenschaft unternommen wurde. Es fehlt außerdem eine Nutzung postmoderner Theoriebildung wie Analysekapazität für die je eigene Wissenschaft, ein Vorgang, nicht zuletzt auch zu methodenüber-

greifender kontroverser Diskussionsanregung geeignet. Frank Fechner versucht in seinem Buch erste Schritte in diese Richtung zu lenken, weil viele Vertreter von Postmodernismus-Konzeptionen ihre Thesen nicht vordringlich als Kulturtheorie, sondern vermehrt in einem gesellschaftstheoretischen Rahmen verstanden wissen wollen, weil sie andererseits ein Vokabular verwenden, das vorurteilsbeladen ist und sich gegen simple Integration in die Sozialwissenschaften sperrt.

So sind »Defizite entstanden, die die Sozialwissenschaften von übergreifenden konzeptionellen Zukunftsdebatten abzukoppeln drohen«. Fechner gibt daher zunächst einen Überblick über Ansatzpunkte der Genealogie des Begriffes und der Konzepte vor allem Jean-François Lyotards und Jean Baudrillards, eine Zusammenschau wesentlicher Aussagen, die notwendig cursorisch bleiben und wichtige Bereiche nur streifen kann, zugleich aber eine Klärung von Differenzierungen innerhalb der Postmoderne erbringt. Eine umfassende Beschäftigung mit Grundlagentexten kann (und will) diese Einführung freilich nicht ersetzen.

Lobend Erwähnung finden muß die sprachliche Ebene der Abhandlung: sie stellt sich, ohne reduzierend zu vereinfachen, abseits der oft schwierig zu rezipierenden Primärtexte auf eine Leserschaft ein, der die Postmoderne (noch) nicht zur Alltäglichkeit geworden ist.

Der Anwendung postmoderner Theorien muß zunächst eine unvoreingenommene Beurteilung ihrer Positionierung im politischen und gesellschaftlichen Diskurs vorhergehen. Kurz gesagt: die Schwierigkeit der Lektüre von Primärtexten hat vielfach zur Bevorzugung simplifizierender Sekundärliteratur, damit aber zu einer einseitigen Auslegung als neokonservative Richtung verleitet. Die Gefahr ist offenkundig – »Postmoderne« kann in dieser Weise gelesen werden. Jedoch: ihre Grunderfahrung ist die des unüberschreitbaren Rechts hochgradig differenter Lebens- und Handlungsmuster. »Radikale Pluralität ist die Grundverfassung der postmodernen Gesellschaften. Die Postmoderne ist somit radikal tolerant und anti-totalitär.« Sie ersetzt Ideologisierung durch umfassende Offenheit.

»An die Stelle des Neuen ist der offizielle Betrieb der Moden und Trends getreten, d. h. die Stelle des Neuen nimmt in erster Linie die neue

Nachricht ein.« Dieser Teil eines Zitates von Botho Strauß, von Fechner an den Anfang seines Buches gestellt, charakterisiert nicht nur den üblichen Umgang mit dem postmodernen Diskurs, sondern kann auch die Brücke zu einer kommunikationswissenschaftlich ausgerichteten Lektüre des Buches sein, wofür nun einige Exempel offeriert werden sollen; eine postmoderne Herangehensweise verändert nicht so sehr die Schlüsse, die gezogen, als vielmehr die Fragen, die gestellt werden.

Da ist zunächst die Akzeptanzkrise, der sich viele Forschungsbereiche (etwa der Journalismus) ebenso wie deren theoretische Grundlagen ausgesetzt sehen: in der Übernahme des Lyotardschen Diktums einer »Grundlagenkrise« der »Großen Erzählungen« der Moderne könnte sich der Forschungsansatz hier insofern umkehren, als sich das Fragen nun nicht mehr auf jene Krise von Theorie und Praxis konzentriert, sondern eben im Gegenteil auf das Problem, welche Faktoren den Diskurs der Vereinheitlichung so lange aufrechterhalten konnten.

Eine Berührungsangst vermag Fechner dem Leser vorweg abzunehmen: Beschäftigung mit der Postmoderne bedeutet nicht die Notwendigkeit der Verabschiedung bisheriger Konzepte, indem die Gehalte der Postmoderne »keineswegs einfach jenseits der Moderne liegen, sondern im Gegenteil in erheblichem Maße auf die Moderne bezogen bleiben«. »Postmodern heißt für mich nicht das Ende der Moderne, sondern eine andere Beziehung zu ihr«, formuliert Lyotard. Folglich lassen sich auch auf der Basis der von Habermas entwickelten Theorien formulierte kommunikationswissenschaftliche Ansätze streckenweise kongruent zu postmodernen Konzepten formulieren.

Lyotards auf Wittgenstein aufbauendes Modell der »Sprachspiele« rekurriert auf interpersonelle Strategien; nicht nur deshalb besitzt es eine besondere Affinität zur Kommunikationswissenschaft. Dabei sind nicht allein kreative Potentiale »ungehemmter« Rede angesprochen, sondern vor allem deren (vorwiegend medial vermittelte) Öffentlichkeit. Die gesellschaftliche Herrschaftsordnung ist durch diese Rede permanent angegriffen, sie versucht daher, den Artikulationspielraum zu organisieren und unter Kontrolle zu halten. Auch dieser Mechanismus bleibt (in

demokratischen Gesellschaften) auf verbale Gegenzüge beschränkt.

Eine solche Ausgewogenheit wird derzeit schon dadurch unterlaufen, daß den Wissenschaften alleiniger Wahrheitsanspruch zugebilligt wird, sie also gegenüber anderen Erzählformen privilegiert sind. Damit ist die Wissenschaft zugleich gefordert, ihren Überlegenheitsanspruch stets neu zu legitimieren. Aufgabe einer postmodern verstandenen Wissenschaft muß es (nach Lyotard) daher sein, zwar diese Legitimationsarbeit zu leisten, zugleich aber auf Konsens, auf Paradigmen zu verzichten, also auf Dissens und Abweichung aufzubauen. Gerade die Wissenschaft von der »Massen«-Kommunikation wird hier auf neue Praxen adäquat zu reagieren haben.

Die etablierten politischen Parteien hoffen, in der Expansion des Parteienspektrums (in verschiedenen Richtungen) nur eine vorübergehende Entwicklung vorzufinden. Dies geht an Dezentralisierungs- und Regionalisierungstendenzen der Gesellschaft ebenso vorbei wie der Versuch, Massenmedien oder Public Relations in einheitliche Modelle fassen zu wollen. Gefordert ist zunehmend die Einsicht in die »grundsätzliche Gleichwertigkeit verschiedener wissenschaftlicher und sozialer Rationalitäten«, d. h. auch der Existenz unterschiedlicher Instrumentarien zur Analyse differenter und widerstreitender Realitäten.

Anknüpfungspunkte postmoderner Publizistiktheorie lassen sich bereits bei Ulrich Beck (»Risikogesellschaft«), aber auch bei jenen Wissenschaftlern orten, die der Erforschung von Subkulturen (etwa von Freien Radios, Neuen Sozialen Bewegungen) eine gleichrangige Bedeutung zuschreiben wie der Analyse etablierter Themen und ihnen zugleich einen Stellenwert als Lebensform einräumen, statt sie als singuläres Phänomen zu lokalisieren oder sogleich Regeln ihres Zusammenspiels mit anderen Systemen zu konstituieren. Notwendig ist vielmehr die Anerkennung des »Widerstreits« und der Versuch, untersagten Diskursen zur Artikulation zu verhelfen, eine Aufgabe, die gerade die (Kommunikations-)Wissenschaft in ihrer privilegierten Rolle wahrnehmen kann. Ebenso bedeutend ist ihre Funktion bezüglich der Kritik einseitigen technologischen »Fortschritts«. Die Kommunikationswissenschaft ist in der Postmoderne formal

(als Wissenschaft) ebenso gefordert wie inhaltlich (als Untersuchungsinstanz menschlichen Informationstransfers von der Globalität Neuer Medien bis zur interpersonellen Kommunikation): »Politik und Postmoderne« kann viele Grundlagen für diese neuen Aufgaben vorstellen.

JOHANNA DORER, Wien

Hans-Dieter Kübler / Wolfgang Burkhardt / Angela Graf: *Ältere Menschen und neue Medien*. Eine Rezeptionsstudie zum Medienverhalten und zur Medienkompetenz älterer Menschen in Hamburg und Umgebung. – Berlin: Vistas Verlag GmbH 1991 (= Schriftenreihe der Hamburgischen Anstalt für neue Medien, Bd. 4), 297 Seiten mit Tabellen und Schaubildern.

Das Verhalten älterer Menschen im Umgang mit den Angeboten der journalistischen Medien, insbesondere des Hörfunks und des Fernsehens, hat die Forschung immer wieder gereizt. Kommunikationspolitisch tauchte das Problem bereits in den 60er Jahren auf. Es ging um die Beantwortung von zwei Fragen: Sollen sich die elektronischen Medien, insbesondere das Fernsehen, in Themenwahl und Sendezeit der »Alten« besonders annehmen, ihnen also gesellschaftlich eine gewisse Sonderstellung einräumen, oder sollen sie auf Integration bedacht sein. Selbstverständlich läßt sich diese Alternative nicht generell durchhalten; die Rundfunkanstalten haben aber inzwischen gelernt, Schwerpunkte zu bilden und Kompromisse einzugehen. Traditionell läßt sich freilich ein gewisser Trend zur Integration deutlich beobachten. Inzwischen hat die Forschung das Thema vielfach behandelt. Dabei zeigte sich immer wieder, daß es darauf ankommt, das Medienverhalten älterer Menschen fortlaufend zu beobachten und Wandlungen zu analysieren. Eine dieser Studien hat die Hamburgische Anstalt für neue Medien angeregt und durchgeführt.

Die Ergebnisse bieten ein vielfältiges Bild, um so mehr, als die allgemeinen Lebensbedingungen alter Menschen weitgehend erfaßt worden sind. Kübler und seine Mitarbeiter bemühen sich, über die Präsentation ihrer empirischen Ergebnisse hinaus um einen theoretischen Zugang und um Erklärungen für die vorgefundenen Verhaltens-

strukturen, schließlich um vorsichtige Hinweise auf künftiges Verhalten der Medienorganisationen.

Sieht man von den Nutzungsdaten ab, die selbstverständlich die Grundlage für alle Diskussionen und Schlußfolgerungen darstellen (hier sind keine wesentlichen Abweichungen von der einschlägigen Literatur zu verzeichnen), so finden sich vor allem Überlegungen zur Funktion der Medien in unterschiedlichen Altersgruppen. Dabei bedienen sich die Autoren des Begriffs der Medienkompetenz, den sie als Wissen um die Medientechnik, um die Medienstrukturen und die Programme definieren. Sie fragen: Wie gehen Individuen mit Medien kompetent um, und wie nutzen ältere Menschen in ihrem Alltag sowie in ihrem »Kommunikationshaushalt« die Medien konstruktiv? Aus den Antworten ergibt sich folgende Typisierung: Etwa 30 Prozent können als normale Nutzer gelten, allerdings mit der deutlichen Akzentuierung, daß sie den Büchern und Druckmedien intensiver zugetan sind als der Durchschnitt. Ein weiteres Viertel wird als intensive Zeitungsleser gekennzeichnet. Als »Medienindifferente« lassen sich etwa 15 Prozent, vornehmlich Frauen, aber jüngere als im Durchschnitt, ansprechen. Sie nutzen die Medien weitgehend habituell oder als Lückenbüsser, ohne großes Engagement und sind stets bereit, andere Dinge zu tun (bzw. tun zu müssen). Hoch betagt und zurückgezogen leben fast 13 Prozent, fast ausnahmslos Frauen; sie nutzen das Fernsehen extensiv, sehnen sich aber insgeheim nach mehr persönlichem und emotional befriedigendem Kontakt. Weitere 10 Prozent – hier als »Hochbetagte (heimliche) Vielseherinnen« gekennzeichnet – nutzen das Fernsehen ebenfalls überaus extensiv, scheinen sich aber diese Okkupation nicht einzugestehen. Ihre Zeit ist offenbar knapp bemessen, wohl auch deshalb, weil sie sonst noch recht aktiv an anderen Medien wie am öffentlichen Geschehen partizipieren (oder zumindest vorgeben, es zu tun). Knapp acht Prozent unter den Hamburger Befragten lassen sich eindeutig als die vielberufenen aktiven Alten ausmachen. Unter ihnen sind überdurchschnittlich viele Männer und Jüngere. In ihrer ausgefüllten Freizeit fügt sich die Mediennutzung funktional und in den üblichen Proportionen ein. Dabei richten sie an die einzelnen Medien gezielte, unterscheid-